

Humoreske von Ludwig Ewers.

Die junge Frau sah sinnend am Fenster und blickte hinaus auf den Garten, wo doch nicht viel Anziehendes zu sehen war.

„Pinscher, du greulichs Vieh!“ rief sie laut, „willst Du wohl! Da tobt er wahrhaftig über meine Hyacinthen hinweg und jetzt purrt er an meinen Crocus herum, wart!“

Sie wollte sich aufspringen, ließ sich aber sogleich auf ihren Stuhl zurück fallen und blickte tiefsinnig durch's Fenster.

Drunten im Garten tobte ein struppiger Köter herum und schien sich besonders auf jenem Fleckchen sehr wohl zu fühlen, wo die grünen Spigen der Hyacinthen und die ersten blauen Crocus aus dem schwarzen Erdboden hervordrängten.

Der Hund, theils Pudel, theils Spitz, theils Pinscher, von jedem etwas und von allem nichts, machte ungelante, tappige Sprünge, die auf nicht mehr allzubühnende Jugend schließen ließen, grub mit seinem langbehaarten Pfloten an den zarten Pflänzchen herum und wühlte seine Schnauze in das Erdreich.

Als er sich nun aber auf den Rücken warf, alle Biere der lächelnden Frühlingssonne entgegenstreckte und sich auf den mühsam gezogenen Lieblingen der jungen Frau mollig herumwälzte, da ward es ihr zu viel.

„Es ist nicht mehr zu ertragen mit dem Unthier!“ sagte sie ungebuldig, erhob sich langsam und drückte auf die Klingel.

Jagen Sie den Hund aus dem Garten, sagte sie zu dem eintretenden Dienstmädchen, fügte dann aber gleich hinzu: „Das heißt laden sie ihn mit einem Stückchen Fleisch fort in's Haus und — nun er mag in der Küche bleiben.“

Dann versank sie wieder in ihr vorheriges Sinnen.

„Ich muß mir ja alles gefallen lassen, Rücksichten auf den Hund nehmen. Dieses Scheusal, das ich am liebsten längst dem Abbeder übergeben hätte, aber ich muß es ja ertragen!“ seufzte sie.

Das war nun das erhoffte Glück ihrer jungen Ehe.

Gott, wenn sie zurück dachte, noch vor einigen Monaten die glückliche Brautzeit, wo sie es nicht erwarten konnte, daß Walter aus der Stadt hinüber kam, wo sie in seiner Gesellschaft sich selig und geborgen fühlte, schöner als bei ihrer Mutter und wie sie drängte und haßte, daß die Hochzeit gemacht und der Hausstand endlich begründet wurde, um für immer mit ihm vereint zu sein.

Und nun, schon nach wenigen Monaten eine Entfremdung, eine Spannung zwischen ihnen, deren Herkunft sie sich eigentlich nicht erklären konnte, und die doch vorhanden war.

Sie liebte ihren Walter noch ebenso wie damals, gewiß, und sie brachte ihm auch jetzt das Opfer, den schredlichen Hund, seinen Liebling, mit aller nur möglichen Rücksicht zu behandeln, wenn sie ihn auch am liebsten ermordet hätte, den gräßlichen Köter. Aber jetzt war es eben ein Opfer, das sie brachte und damals war es so leicht gewesen.

Als sie sich erst genau kennen gelernt hatten und dann versprochen waren, als er auf dem Gutshof erschien als ständiger Gast am Sonntag und hin und wieder auch in der Woche, da war sie so liebevoll daß sie selbst den alten Hund streicheln und lieblos konnte, den sie bisher immer gehaßt hatte, der ihr zuvor ein Grauel gewesen war, hatte er ihr doch einmal ihr neues hellblaues Kleid durch seine rüpelhaften Sprünge verborgen ein anderes Mal ihre liebste kleine Krage tobtgebeissen und sich stets unnütz gemacht, im Haus, im Hof, im Garten, daß man mit dem Gedanken umging, ihn auf irgend eine Weise fortzuschaffen. Da kam der Walter, und wie sie nach einem Gegenstand suchte, an dem sie das Übermaß von Zärtlichkeit verwirthen konnte, das sie dem Geliebten nicht geben konnte, — das ging doch damals noch nicht — den Hund liebte sie und sah, wie sich Walter sofort mit dem Thier anfreundete, wie er ihre Zärtlichkeit gegen Pinscher noch

weitaus überbot und wie sich der Hund an ihn angeschlossen, da empfand sie auch fast so etwas wie Liebe für die struppige Bestie. Wenn sie sie streichelte, so war es ihr, als streichelte sie seine Liebe von dem rauhen Fell herunter und nehme sie für sich selbst in Anspruch. Pinscher diene fast als Vermittler ihrer Zärtlichkeitskorrespondenz.

In jener Zeit war sie sogar eifersüchtig auf den Hund. Wenn Walter ihn bei Tisch an sich lockte, um ihm einen Lederbüßchen zuzuschreiben, so beschied sie das Thier sofort zu sich, um ihm einen noch größeren Happen zu geben und hatte sie es an sich gelodet, so bot Walter alles auf, um es an sich zu gewöhnen, alle Ungezogenheiten wurden dem Hund vergeben, er galt als ein geheiligtes Thier.

Einmal freilich hatte sie der alte Schäfer-Johann gewarnt. Er wollte gesehen haben, wie Walter dem Hund heimlich eine Fußtritt versetzt und dabei einen Fluch ausgestoßen hatte: „Wenn doch der Teufel das alte Unflath holte,“ sollte er gesagt haben, und vor einem solchen Mann, der das fertig brachte, warnte sie der Alte. Aber sie glaubte es nicht. Einmal liebte der Walter den Hund zu sehr, und dann hatte der Schäfer-Johann von jeher seinen Narren an dem Hund getroffen und wollte ihn gern geschenkt haben. Sie hatte Walter nicht einmal über diesen Fall befragt, weil sie einfach nicht daran glaubte.

Dann kam die Hochzeit, und Walter verlangte, daß Pinscher, „Elly's Liebling“ wie er sagte, mit in das junge Heim einzog. Sie hätte gern protestirt, denn sie war ein wenig eifersüchtig auf den Hund. „Elly's Liebling“ hätte richtiger „Walter's Liebling“ gelautet. Die Männer sind nun einmal Egoisten. Aber weil er es so gern wollte, und weil der Hund als Postillon d'Armour ihrer ersten Brautzeit nach quasi ein Heiligthum war, hatte sie mit großer — ein klein wenig erweichteter — Treuebigkeit seinen Wunsch unterfützt.

So war das Unthier in's Haus gekommen. Anfangs hatten sie Pinscher auch beide sehr verzoget, und sie besonders hatte es gern gethan; sie that ja Alles, was ihrem Walter lieb war, — fogar die Schleifenammlung, die sie in seinem Arbeitszimmer entdeckte, in der sie auch eine ihr abhanden gekommene Schleife wiederfand und an die sie ihr doch erste Gebanden knüpfte, wenn also selbst diese Reliquen, wozumal sie nicht da auch seinen Liebling Pinscher lieben und das Thier, das immer ungezogen und ärgerlicher wurde, nicht mit der Rücksicht behandeln, die sie allen zugestand.

Aber als die Witterwochen vorüber waren und die ersten kleinen Enttäuschungen des Ehelebens sich fühlbar machten, da wurde es immer schwerer, den unausstehlichen struppigen Köter noch gern zu haben. Dennoch steigerte sie wimmelig ihre Zärtlichkeit in demselben Grade, wie sie merkte, daß seine Liebtosungen gegen das Thier von Tag zu Tag zunahm. Darin wenigstens wollte sie es an nichts fehlen lassen, denn sie liebte ihren Walter nach wie vor.

Aber wie vielen Aerger mußte sie hinunter schlucken, wie manches mal seinen Hund herauszulügen damit Walter sich nicht über die Unarten seines Lieblinges grämte, zum Beispiel als das Thier die beiden Krametsbügel gefressen hatte, die von Mittag nachgeblieben waren und auf deren Genuß zum Abendessen der junge Ehemann sich so sehr gezeit hatte.

Und doch hatte das alles nicht gehindert, daß die Spannung aufkam, die ihnen beiden schon seit einigen Tagen das Leben verbitterte, nicht nur ihr gerade jetzt, sondern auch ihm, das merkte sie wohl. Sie mußte es tragen, still und geduldig und den Aerger über den Hund dazu. Sie wollte ihm auch heute gewiß nicht die Unart Pinschers melden, obgleich sie an ihren Pflänzchen hing, die der Köter so mißhandelt hatte, genau so sehr hing, wie er an dem struppigen —

„Verdammt — ach du liebes Thierchen, na so komm' Pinscher, wo ist denn der gute Pinscher, na bist du da, ja bist du da“ — hörte sie jetzt auf dem Flur Walter's Stimme durchsicht mit lautem Gebell von dumpfen Tönen, die offenbar von den Sprüngen des „guten Pinscher“ herrührten.

Ja, immer der gute Pinscher — dieses unausstehliche Bestie. Da trat der junge Ehemann ein, umbellt und umsprungen von dem Hund, ging auf seine kleine Frau zu und küßte sie sanft und kühl auf die Stirn.

„Guten Tag, Elly, was machst Du?“ klang seine alltägliche Begrüßung. Dann setzte er sich und beschäftigte sich mit dem guten Pinscher, während Elly ihrerseits den Hund lodte und hätschelte, bis das Mädchen kam und meldete, es sei angerichtet.

Walter bot seiner Frau den Arm an und führte sie in das behaglich erleuchtete Esszimmer.

Er sagte nichts und sie sagte nichts. Nur einmal wies er den gar zu ungefügen an ihm empor springenden Hund mit einem sanften Wort ab, und da die Herrin ihn nicht weiter beachtete, ließ Pinscher spornstreich in's Nebenzimmer, um sich zunächst nicht mehr bliden zu lassen.

Elly hatte den Hund nur deshalb nicht beachtet, weil sie innerlich den Gedanken erwog, eine Aussprache mit Walter zu suchen, ihn zu fragen, was er für einen Groll in sich berge, denn die brüderliche Atmosphäre des gegenseitigen Ausschweigens war ihr peinlich. Aber sie brachte nichts weiter heraus als die Frage:

„Hast Du Aerger im Bureau gehabt, Walter?“

„Nein, nicht mehr als gewöhnlich, wie kommst Du darauf?“

„D ich dachte nur.“

Dann schwiegen sie wieder, bis plötzlich vom Nebenzimmer her ein Geräusch kam, ein Bumpen und Stoßen, daß beide sich umschahen. Pinscher war unter's Sopha getrocken und konnte offenbar nicht wieder heraus. Zu gleicher Zeit sprangen beide auf, um dem lieben Thier zu Hilfe zu kommen, aber da hatte sich Pinscher mit einem Rudel befreit, stieß mit seinem Hinterkörper an eine Etager, daß eine Vase aus Delfter-Porzellan auf das Parquet des Estrichs stürzte, und rannte wie besessen in's Esszimmer.

„O Gott, die schöne Vase,“ rief Elly jammernd und sammelte die Scherben vom Boden auf, aber ihr Gatte hörte nicht, sondern setzte dem Hunde nach, der einen Fegen von lachsfarbener Seide im Maul hielt. Mit einiger Mühe hatte ihm Walter die Beute abgejagt und hielt eine zerflossene Schleife in der Hand, als Elly mit der zerbrochenen Vase heraustrat.

„Was ist denn das?“ fragte sie.

„Nichts!“ ließ er hervor, aber finsterner Jörn lag auf seiner Stirn.

„Sör' mal Walter,“ sagte Elly sich sehend und Muth fassend, „ich möchte Dir etwas sagen.“

„Ich Dir auch, liebes Kind,“ erwiderte er sehr froh. „Ich habe nun lange genug Geduld gehabt, aber was zu viel ist, ist zu viel! Schon in unserer Brautzeit habe ich das Unglück ertragen und das denkbar möglichste an Liebendwürdigkeit geleistet, ich habe Deinen Liebling mit in die Ehe genommen weil ich sah, wie Du an ihm hingst. Aber Du thust ja auch rein gar nichts, um ihn zu erziehen. Nichts ist vor ihm sicher. Sieh' einmal diese Schleife,“ polterte er weiter, ohne in seiner Erregtheit auf seine Frau zu achten, „ich denke Du kennst sie, sie ist von Dir. Seit meiner Substanzzeit habe ich mit einer Sammlung angelegt von Schleifen, die ich Schwestern und Freundinnen mit vielem Geschick entwobene, abgeschlossen wurde sie mit dieser, die von Dir stammt und mir die werthvollste von allen ist. Nun komm mir der Köter darüber. Seit Tagen vermisse ich diese Schleife, schon hatte ich Dich gewissermaßen in Verdacht, denn du hast ja kaum noch etwas anderes im Kopf als Deinen Hund, diese elende Bestie. Nun entbede ich, daß er sie mir weggeholt, dort unter's Sopha getragen und so zugerichtet hat. Das ist der Schluß. Jetzt ist es aus, einerlei wo er bleibt, aber der Köter wird abgeschafft.“

„Gott sei Dank!“ hauchte Frau Elly, und ein Stein schien ihr vom Herzen zu fallen.

„Was?“ fragte der Gatte betroffen und trat einen Schritt zurück, „das sagst Du, wo ich Deinen Liebling —“

Jetzt mußte Elly unwillkürlich lachen. „Meinen Liebling? Ich habe das Vieh schon vor unserer Verlobung nicht sehen können, nur aus Rücksicht gegen Dich und die Liebe, die Du dem Hund stets erwiesen hast, bin ich auch freundlich gegen ihn gewesen — und jetzt nennst Du ihn meinen Liebling?“

„Na, da hört denn doch Verschiedenes auf. Mit Fußtritt habe ich den Köter behandelt, wenn Du nicht zugehen warst, und nun soll ich ihn noch gar geliebt haben?“

„Siehst Du,“ sagte sie, sich erhebend und ihr beide Hände auf die Schultern legend, „das kommt, wenn man Heimgeliebten hat.“

„Du meinst die Schleifen?“

„Nein, die hast Du so unachtsam herumtreiben lassen, daß ich sie längst kenne, und da ich mit meiner eigenen demüthigen Wiedersehen feierte, war ich beruhigt. Aber der Hund. Nun, thu' mir bitte den Gefallen und schaffe ihn auch wirklich ab.“

„Elly!“ rief er und schlang die Arme um seine Frau, „ist denn das thatsächlich Dein Ernst?“

„Wir haben uns Beide nichts vorzumerken, wir haben Beide recht stark geheuchelt mit unserer Liebe zu dem Vieh.“

Die Bewölkung der letzten Tage, die mich sehr unglücklich gemacht hat, wirkt sehr, ist die gerechte Strafe. Aber nun alle Heimlichkeiten fort —

„Du hast Recht!“ sagte er glücklich. „Und so soll es auch künftig immer sein!“

Ein königlicher Schriftsteller.

Nachdem der jetzt ermordete Perserkönig Raffr-ed-bin Berlin besucht hatte, erkor sich ihn der dortige Edelethebe, „Wih“ zum Opfer. Er wurde als verkörpertellreinlichkeit hingestellt, sollte seine von Hammelfett triefenden Finger an Staatskleide der alten Kaiserin Augusta abgewischt haben und dergleichen mehr. Die Unreinlichkeit beschränkte sich aber darauf, daß die für seine Tafel bestimmten Thiere, den Speisegefehen der mohamedanischen Schiiten-Kirche gemäß, in dem von ihm bewohnten Hause geschlachtet werden mußten. Hochgebildete Deutsch-Amerikaner, wie Hermann Kaster, die damals in Berlin den schönen und peinlich säuberlichen Mann sahen, erklärten jene Edelethebe, „Wih“, die sogar jüngst noch nach dem tragischen Tode Raffr-ed-bin's in vereinzelten deutsch-amerikanischen Blättern wiedergeföhrt wurden für höhere oder vielmehr niederen Berliner Blödsinn.

Seine drei europäischen Reisen machte Raffr-ed-bin als Wihbegierde; er hielt es für seine Pflicht von Europa zu lernen, um dann das Gelernte auf seine Reformpolitik im verlotterten Perserstaate und namentlich auf die von ihm so sehr gehobene und verschönerte Stadt Teheran anzuwenden.

Die Schriftwerke aber, in welchen er diese Reisen beschrieben hat sind in ihrer Art Meisterwerke. Ein deutscher Kenner schreibt über sie:

„Man hat es da mit keinem jener Bücher zu thun, wie solche die moderne „Reise-Literatur“ dudenweise hervorbringt. Keine Reflexionen, keine unnützen Vergleiche — nichts als Beschreibung und Veranschaulichung. Was das Auge sieht, was das Ohr hört, das wird geschrieben. Raffr-ed-bin war ein feiner Beobachter. Mit der Genauigkeit eines niederländischen Malers notirte er Alles, was seinem Blick auffiel. Und er sah viel. Es ist möglich, daß die Objektivität seiner Darstellung in der durch seine Stellung gebotene Distretion begründet ist. Niemand lieh er sich von dem Gegenstande seiner Betrachtungen hintersinken. In diesen Werken, die zwei stattliche Bände füllen würden, giebt es nur wenige Stellen, wo er aus der gewöhnlichen Ruhe des kühlen Beobachters heraustritt, die Beschreibung der Ruinen von Babylon, die Schilderung des Stadtbildes von Konstantinopel, und die Klage über das verwahrloste Grab des großen Dichters Saadi, des persischen Anaktreon, das sind stilistische Musterstücke. Der Werth dieser Berichte fand auch die gebührende Anerkennung. Die geographische Gesellschaft in Petersburg z. B. ernannte den König Raffr-ed-bin zu ihrem wirklichen Mitgliede und ließ aus seinen Werken Auszüge in Uebersetzung anfertigen, welche von Ethnographen vielfach benützt werden.“

Weit bestimmter als in seinen Reisebeschreibungen tritt die Individualität des Perserkönigs in seinen Gedichten hervor. Er ist in ihnen sowohl ein einschneidender Satyrer als ein gefühlvoller Sympetiker und wird in der an bedeutenden Talenten so reichen und namentlich auch von Deutschen so sehr gewürdigten poetischen National-Literatur des Landes Persien oder Iran stets eine ehrende Stellung einnehmen.

Zuerst als Probe eines seiner satyrischen Epigramme, dessen knappe poetische Form aber im Deutschen nur in Prosa wiedergegeben ist. Raffr-ed-bin verfolgt in seinen Satyren mit beißendem Spott in Persien Alles, was nicht mit dem Zeitgeiste schreitet, besonders auch geistig nicht strebsame Hofleute. Einem mit der europäischen Wissenschaft nicht gleichen Schritt haltenden Leibbarzte widmete er ein Epigramm folgenden Inhalts:

„O Du des Sultans Hatim-el-Momalik (Leibbarzt)! Plato ist ein Stümper Dir gegenüber, Aristoteles ein Ignorant. Doch ich will meinen Unterthanen Deine geistige Macht nicht vorenthalten: Nimmst Du Jemanden in Behandlung, so weißt Du Mund nicht vom Ohr zu unterscheiden. Nie darf man ein Mittel von Dir nehmen, ohne den Koran befragt zu haben, ob man nicht das Leben dabei riskirt. Wenn Jemand von Deiner Hand heilt wurde, so ist es Gott, der demselben ein zweites Leben geschenkt hat. Und verdient ein solcher Gelehrter nicht, daß ihn der Schah (König) mit den höchsten Günstbezeugungen überhäuft?“

In seinen lyrischen Gedichten voll Gefühl und Kraft besingt Raffr-ed-bin

mit sprachlicher Meisterschaft besonders die Liebe. Davon folgende uns vorliegende Probe in deutscher Uebersetzung, welche zwar nicht vollständig die kunstvolle Form des Originals, wohl aber seinen Sinn wiedergiebt.

„Nicht zum Thor des Paradieses Sehne ich mich einzugehen, Alle anderen Wünsche schweigen, Seit ich, Holde, Dich gesehen.“

Warum schiffst Du nur beständig Vom Gewissen, Schöne, Reine? Keine Schuld drückt mein Gewissen, Außer meiner Liebe — keine!“

Merst sich Deinen Sklaven nennet, Weidst Fürsten nicht die Throne; Seufzend schlepp' ich Deine Fessel, Und ich trage Iran's Krone!“

Etwas vom Kaffee.

Im vorigen Jahre hatte Europa ein Jubiläum feiern können: Das erste Kaffeehaus im Occident wurde vor 250 Jahren in Venedig eröffnet. In Konstantinopel, das aber damals noch ganz zum Orient gerechnet werden mußte, war das erste öffentliche „Cafe“ allerdings bereits ziemlich ein Jahrhundert früher, nämlich 1551, eingerichtet worden. Und die Sitte des Kaffeetrinkens überhaupt scheint in Persien wie auch in Abyssinien, dort wo die in unsern Tagen soviel umstrittene Kolonie Erithraa der fabelhaften Inseln liegt, schon vor einem Jahrtausend üblich gewesen zu sein.

Nachdem durch jenes erste abendländische „Cafe“ zu Venedig die Sitte des Kaffeetrinkens in Europa allgemeiner bekannt worden war, erfolgten in den nächsten Jahren und Jahrzehnten die Gründungen öffentlicher Kaffeehäuser in einigen Städten Englands (Oxford 1650, London 1652), Frankreichs (Marseille 1659, Paris 1671), schließlich auch — in den siebziger und achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts — in Deutschland (Hamburg 1679, Wien 1683; Nürnberg und Regensburg 1686). Auch Berlin kann in diesem Jahre ein Kaffee-Jubiläum feiern, denn hier entstand das Kaffeehaus vor 175 Jahren: unter der Regierung König Friedrich Wilhelms I. wurde es 1721 eröffnet.

Der Nachfolger Friedrich Wilhelms I., der alte Fritz, war ein Gegner des neuen Genußmittels, aber nur aus finanzpolitischen Rücksichten. Es ging ihm zu viel Geld für dieses ausländische Gewächs aus dem Lande. So machte der wirtschaftliche König den Kaffeehandel zum Staatsmonopol, gebot, daß nur der Adel, die höheren Beamten und Geistlichen gegen sogenannte „Brennscheine“ ihren Kaffee selbst rösten durften, während alle geringeren Unterthanen ihn aus den Staats-Kaffeebrennerien beziehen und dort sechsmal theurer als beim Kaufmann den ungebrannten bezahlen mußten. Dennoch wurde schon unter seiner Regierung das Kaffeetrinken wenigstens in den besser situirten Familien allgemein, in den untern Klassen und auf dem Lande allerdings erst in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts.

Seitdem ist der Kaffee nicht nur das volkstümliche Genußmittel, sondern geradezu ein Volksernährungsmittel geworden. Am meisten in den Niederlanden, deren Kolonien ja zu den Hauptexportländern des Kaffees gehören. Dort kam in dem Zeitraum von 1880 bis 1884 auf den Kopf der Bevölkerung ein jährlicher Kaffeeverbrauch von 9,4 Kilogramm, mehr als doppelt soviel wie in dem benachbarten Belgien, das nächst den Niederlanden verhältnismäßig den meisten Kaffee konsumirt, indem auf den Kopf der Bevölkerung 4,47 Kilogramm entfielen. Dann folgen die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch mit 4,02 Kilo, Norwegen mit 3,65, die Schweiz mit 3,22, Schweden mit 2,93, Dänemark mit 2,83, Deutschland mit 2,44 Kilo pro Kopf. Weniger als 2 Kilo werden verbraucht in Frankreich, nämlich 1,71, und gar weniger als ein Kilo in Oesterreich-Ungarn (0,92), Italien (0,49), Großbritannien (0,41), Spanien (0,23) und Rußland (nur 0,07).

Der geringe Kaffeeverbrauch in England und Rußland ist dadurch bedingt, daß in diesen Ländern statt des Kaffees viel mehr Thee getrunken wird, der ja ähnliche Eigenschaften hat.

Seit zehn Jahren hat nun der Kaffeeverbrauch in fast allen Ländern abgenommen; nur in Schweden, Frankreich, Italien und Spanien ist eine geringe Zunahme zu konstatiren. Das liegt aber nicht etwa daran, daß die Bevölkerung sich dem Kaffee abgewandt hätte. Es liegt vielmehr daran, daß infolge der wiederholten schwachen Ernten und der damit in Verbindung stehenden Preissteigerung der Kaffeebohnen, sowie der erhöhten oder neu eingeföhrtten Pöle große Schichten der Bevölkerung sich gezwungen sahen, ihren Verbrauch an Bohnenkaffee einzuschränken. Da sie aber nicht gewillt waren, das täglich gewöhn-

te Quantum des mit Recht so beliebten Getränkes herabzumindern, so griffen sie zu dem Auskunftsmitel, das ihnen eine täglich an Ausdehnung und wirtschaftlicher Bedeutung wachsende Industrie an die Hand gab: zu den sehr viel billigeren Surrogaten und Kaffeegewürzen. Zwischen beiden muß man allerdings einen sehr erheblichen Unterschied machen. Die Kaffeegewürze sind Zusätze, die die schätzbare Eigenschaften haben, daß sich mit ihnen eine gleich große Menge gleich guten Kaffees aus einer weitlich geringeren Menge Bohnen herstellen läßt. Die Surrogate dagegen sind Ersatzmittel, die an Stelle des Kaffees ein anderes minderwertiges Produkt setzen. Ein solches Surrogat — und keines der besten — ist z. B. die Biskorie.

Zur Beurtheilung der behufs Verbesserung des Kaffees angewandten Zusätze ist zweierlei zu wissen nöthig, erstens, wie sie sich zum Wohlgeschmack und Wohlgeruch, zweitens, wie sie sich zur physiologischen Wirkung des Kaffees verhalten. Selbst bester Kaffee kann durch ungewöhnliches Rösten viel von seinem Wohlgeruch und Duft verlieren; ein gutes Zusatzmittel wirkt hier immer verbessernd. Bestenfalls verliert der Kaffee sehr leicht seine aromatischen Bestandtheile, die dann durch Zusätze ersetzt werden. Ferner dürfen die Zusätze nicht die wohlthätigen physiologischen Wirkungen auf das Centralnervensystem schwächen. Man könnte natürlich auch Gewürze bereiten, die den Geschmack eines jeden andern Kaffees hervorrufen. Solche Gewürze können in physiologischer Beziehung noch die wohlthätige Nebenwirkung ausüben, daß sie den Verbrauch einer so großen Menge von Bohnenkaffee, also den Genuß des zu starken Kaffees verhindern, der bekanntlich von sehr schädlichen Folgen begleitet werden kann. Der Zußatz verschafft den Liebhabern starken Kaffees Geschmack und Duft desselben, ohne die physiologische Wirkung des Aufgusses über Gebühr zu erhöhen. Was von den Zusätzen gesagt wird, gilt jedoch keineswegs von den Surrogaten. Vor Surrogaten soll man sich hüten, sie haben keine der belebenden und wohlthätigen Wirkungen des Kaffees.

Scharfe Kritik.

Virginie Dejazet, die berühmte französische Schauspielerin, hatte in einem Stücke eine Wäscherin darzustellen und in dieser Rolle eine ganze Weile auf der Bühne zu hantiren. Zu dem Behufe nahm sie bei ihrer Wäscherin Waschunterricht und schickte derselben dann neben einem anständigen Honorar ein Freibillet zur ersten Vorstellung des betreffenden Stückes. Am Tage nach der Aufführung erschien die Wäscherin bei der Dejazet, um sich für das Honorar und das Freibillet zu bedanken. „Nun, wie waren Sie denn mit mir zufrieden, liebe Hubert?“ fragte die Künstlerin. Die Frau zupfte verlegen an der Schürze und schweig. „Nun? habe ich etwa meine Rolle nicht gut abgefaßt? War ich nicht die richtige Wäscherin vom Montparnasse?“ fragte die Dejazet. „Gewiß, Mademoiselle, aber —“ „Nun aber? Gewiß habe ich Ihre Lehren vergessen und mich am Wäschejaße ungeschickt benommen.“ „Oh, nein, ganz und gar nicht! Keines meiner Mädchen wüßte, wringt und plätet besser wie Mademoiselle, aber man kann eben nicht Alles auf einmal verlangen.“ „Nun, Madame Hubert?“ „Ja, sehen Sie, wenn ich es frei heraus sagen darf — die Wäsche war zu blau.“ Die Künstlerin lachte herzlich und that bei den späteren Vorstellungen weniger Neublau in die Wäsche.

Kleiner Irrthum.

Der berühmte Arzt Dr. Renard in Paris rühmte sich gegen seine Bekannten und Kranken eines besonderen Scharfblicks. Einst fand er bei einem Krankenbesuche einen alten Herrn, der mit dem Patienten ruhig Piquet spielte. „Was thun Sie hier, mein Herr?“ sagte Renard zu ihm. Gehen Sie nach Hause, lassen Sie sich eine Ader öffnen; Sie haben keinen Augenblick zu verlieren.“ Der erschrockene Mann ließ sich sofort nach Hause und in's Bett bringen. Renard folgte ihm, ließ ihm drei bis vier Mal hintereinander zur Ader, dann ein Brechmittel nehmen und fand ihn immer schlimmer. Am dritten Tage wurde der Bruder des Kranken vom Lande gerufen. Man sagte ihm, sein Bruder sei im Sterben. Der Gerufene eilte schnell herbei zum Krankenlager; da selbst fand er den Arzt vor. „Um Gottes willen!“ sprach der Herbeigeeilte zu Renard, „was heißt denn meinem Bruder?“ „Er hat einen Schlaganfall gehabt,“ erwiderte Renard, „ohne es zu wissen. Es war ein Glück, daß ich ihn zufällig fand und es an seinem ichesgelegenen Grunde entdeckte.“ „Mein Gott!“ rief der Bruder des vermeintlich Sterbenden aus, „mein Bruder hat schon seit sechzig Jahren einen solchen Anfall.“ „Warum hat man mir dies nicht früher gesagt?“ antwortete Renard, „so hätte ich viele Mühe und er unnütze Kosten erspart.“